

# Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 3.

Sonntag, den 13. Januar 1924.

2. Jahrgang.

## Der Schneesturm. \*\*\*\*\* Von Ferdinand v. Wahlberg.\*

Der Morgen war mit strenger Kälte angebrochen. Deswegen war der große Ofen eingheizt worden, damit es der Herr Pastor zu seinem Morgenkaffee recht schön warm in der Stube fände.

Der hatte so gut geruht, daß er sich zur Freude seiner Wirtin ganz gehörig verschlafen hatte. Jeder Verdruß war für jetzt vergessen, und ein wahres Sehnen nach der Heimat in der Steppe hatte sich eingestellt.

Als Adam Riemer nach die Reisefachen kam und den Pastor zu überreden versuchte, da zu bleiben, fand er nur taube Ohren.

„Ich sag's Ihnen noch einmal, es wäre am besten, wir blieben hier, Herr Pastor?“

„Wieso, Riemer?“

„Es ist zu kalt für Sie, Herr Pastor.“

„Ich bin aber gut und warm angezogen, und Du hast Dir ja Dein neues rotes Tuch umgebunden, so daß nur die eine Mundecke für die liebe Pfeife bloß ist. Wir können schon etwas Kälte vertragen, Riemer.“

„Ich kann's, wenn's sein muß, und das Tuch muß ich auch versuchen, ob's taugt, ehe ich's verschenke, weil's in der Stadt gekauft ist. Aber, Herr Pastor, wir bekommen zur Kälte noch Schneesturm. Wenn der uns auf der Stepp' überfällt, kann's uns schlecht gehn.“

„Ja, ja, bleiben Sie doch bei uns, Herr Pastor. Der Adam Riemer hat recht, daß es Schneesturm gibt, unser schwarzer Kater ist heute nicht vom Ofen runter zu bringen, und die Späßen sehen zu struppig aus — das sind üble Zeichen, Herr Pastor“, meinte die Wirtin.

„Nein, nein, daraus wird nichts. Es sieht gar nicht so trübe aus, wir wollen uns aufmachen, Riemer.“

„Gut, Herr Pastor. Was geschehen soll, muß geschehen. Aber der Schneesturm ist kein Kinderpiel, den kenne ich.“

Als der Kutscher das Zimmer verlassen hatte, sagte der Pastor lächelnd: „Der Riemer ist doch ein alter eigensinniger Brummbär, aber ich mag ihn gern.“

„Mit einem anderen dürften Sie heute auch gar nicht weg. Der Riemer aber ist so einer: wen er in seinem Schlitten hat, den fährt er durch oder gibt selbst sein Leben — ein kreuzbraver Mann, Herr Pastor. Eine Flasche heißen Tee hab' ich für Sie in Watte gewickelt, weil's ja zu kalt draußen ist.“

„Herzlichen Dank für alles, Mutter Idt. Sehen Sie zu, daß Sie gesund bleiben.“

„Grüßen Sie auch die Fräuleins recht schön, Herr Pastor.“ Vor der Haustür wartete der Schlitten. Am Kutschbock ragte neben der Figur Riemers ein langer Holzstiel hervor, und der Schlitten war mit Heu überall vollgestopft.

„Was hat nur das alles zu bedeuten? Er macht uns ja lächerlich, Riemer.“

„Die Schipp' und's Heu könn' wir brauchen“, sagte Riemer mehr für sich, als um zu antworten. Dann nahm er die Leine und trieb sein Gespann mit einem mürrischen „Haida“ an.

Die Pferde aber wollten nicht durch das Tor, und das Stangenpferd bäumte sich.

„Herr Pastor, gucken Sie nur da, der Braune wittert auch den Schneesturm — der will nicht aus den Hof raus. Wollen Sie nicht doch lieber bleiben? Es ist ein kluges Tier, das Pferd.“

„Nur zu, Adam Riemer, ich bin auch nicht zum erstenmal auf der Steppe.“

Die Kälte war grimmig, aber doch nicht so arg fühlbar, weil sich kein Lüftchen regte. Rasch ging es vorwärts, und ohne zu beachten, daß die Pferde dampften, trieb Riemer sein Gespann nur immer mehr an.

„Laß die Pferde doch etwas im Schritt gehen, Riemer, sonst werden sie uns marode.“

Ab.r jetzt schien der alte Kutscher kein Ohr für seinen Herrn zu haben. Er spähte nur scharf nach dem Himmel, und sein Gesicht wurde dabei immer finsterner. Schon mehrere Stunden waren sie unterwegs und alles war gut abgelaufen. Von den Kolonien war nichts mehr zu sehen, soweit das Auge reichte, fand es nur Steppe und Schnee.

Plötzlich lenkte Riemer mit einem heftigen Ruck sein Gespann vom Wege ab, ließ die Leine los und trieb durch Zuruf und mit seiner langen Peitsche die Pferde zu voller Karriere an, als gelte es die wildeste Flucht.

„Halten Sie sich nur fest im Schlitten, Herr Pastor. Dort, dort von Osten her kommt er, der Schneesturm — sehen Sie die weißen und grauen Striemen am Himmel — es ist der weiße Hengst, der angesprengt kommt. Die Kirksen sagen, es ist der Tod, der ihn reitet, und findet mein Brauner nicht Schutz — so kriegt der Tod uns fest.“

Kaum hatte Riemer dem Pastor das letzte Wort zugerufen, als sich ein dumpfes Brausen hören ließ. In wenigen Minuten folgte dem Brausen die erschütternde Musik des Sturmwindes, der mit furchtbarem Getöse losbrach.

Es fauste und brauste, ächzte, stöhnte und piffte so laut, daß auch der hellendste Schrei nicht zu vernehmen gewesen wäre.

Dieser Kriegsmusik folgte das Schneeheer. Als Vorreiter kamen einige wenige Schneeflöckchen und hinter ihnen rückte das Milliarden-groß des weißen Heeres mit seinen Scharen an, so eng zusammengeschlossen, daß es fast dunkel wurde.

\*) Aus Christian Bode, eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe. Wilhelm-Braumüller-Verlag, Wien.

### Schicksal.

Von René Schickele.

Ich liebe dich —  
Das ist wie die Blume,  
Die jedes Jahr wiederkommt,  
In Treue beflissen,  
Sobald der Spedht, klopfend,  
Sie an ihr Versprechen gemahnt.

Ich liebe dich —  
Das ist wie die Blume,  
Die vergeht, wenn der Wind,  
Ein Bote der Sterne,  
Die Vögel, ihre Spielgefährten,  
Auf einmal entführt.

Die armen Schneeflocken, sie wären so gern zu Boden gefallen nach dem weiten Ritt durch die Luft, aber nein, der Heerführer ließ es nicht zu. Auf dem weißen Boden der Steppe trieb er sie vor sich hin, alles, was nur im Wege war, mit sich forträumend. Konnten sie dem allmächtigen Willen des Sturmwindes nicht nachkommen, so preßte er sie erbarmungslos so fest, daß aus ihnen, die von Haule so weich und zart ausgeflogen waren, ein harter Schneefels wurde.

Ja, das war der Tod selbst, der den Schäl\*) ritt. Vergebens hatten die Pferde alle ihre Kräfte aufgeboden, um dem Schneesturm zu entkommen. Der war schneller und brachte die Gefahr mit jeder Sekunde näher. Der Pastor hatte sich im Schlitten aufgerichtet und sich am Kutschbock festgeklammert.

„Wir sind verloren!“ rief er Riemer zu. „Ja, das sind wir, wenn nicht irgendwo ein Schutz ist und unser alter Brauner hinfindet.“

Der Schnee war stellenweise schon tief, und die Pferde hatten nachgelassen. Immer stärker wurde das Kriegsgeheul des Sturmes, immer dichter drängten sich die Heerscharen des Schnees.

Für seinen Herrn machte Riemer mit der Schippe eine Höhlung durch die Schneedecke in den Strohhaufen und brachte die Decken und Kissen aus dem Schlitten dahin. Vor dem Eingang wurden die Schlittenstangen aufgestellt und eine der Decken an ihnen befestigt, um die Stätte gegen den Schnee zu schützen.

„Wie ist Ihnen, Herr Pastor?“  
„Es geht, Riemer“, antwortete der Pastor, aber man sah es ihm an, daß er sehr ermüdet war.“ Wir wären besser in der Kolonie geblieben — aber was geschehen soll, muß geschehen.“

Beide schwiegen. Nur der Sturm fuhr fort zu heulen und trieb den Schnee immer dichter vor sich her. Bald waren die Verunglückten so überschneit, daß sie nur ein sehr geübtes Auge hätte entdecken können. In seiner Schnee- und Strohhöhle hatte der Pastor es freilich nicht gut, aber immerhin besser als auf offener Steppe, und er bat seinen Kutscher zu sich, damit sie beide geschützt waren, und um sich mit einem Bissen Brot und etwas Tee aus der Flasche der Mutter



Die Schlucht nach Aegypten.

Nach einem Gemälde von Simon Harmon Vedder.

Da mit einem Mal blieben die Pferde stehen und wollten nicht weiter. Riemers Gesicht leuchtete auf.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Pastor, ich bringe uns in Sicherheit.“ Er sprang vom Kutschbock und nach einiger Anstrengung zogen die Pferde den Schlitten im Halbkreis herum, und der Herr Pastor fühlte, daß der Sturm zu beiden Seiten an ihnen vorbeibrauste. Die Schneeflocken fielen da, wo der Schlitten jetzt stehen blieb, ruhig zu Boden und ließen hie und da eine graue Wand bloß. Ihre Rettung war ein alter verlassener Strohhaufen, der wohl schon jahrelang hier feststehen mochte. Die Pferde hatten diesen Schutz gefunden.

Riemer hatte das Gefährt ganz dicht an den Strohhaufen geleitet, und nachdem er die Schlittendecke über seinen Herrn umgebogen hatte, nahm er die Schippe und schaufelte den Pferden einen Platz, wo sie besser stehen konnten. Mit Stroh trocknete er ihnen den Schaum ab und bedeckte sie mit ihren Decken, spannte sie aus und legte ihnen Heu vor. Dem Stangenpferd, dem alten Braunen, aber streichelte er den Hals, liebkoste ihn und küßte ihn zuletzt zwischen die noch weit aufgesperrten Nüstern: „Du hast den weißen Schäl besiegt und darfst nicht mehr verkauft werden — Du — Du Alter.“

„Ist das ein braves Tier, unser Brauner, Herr Pastor. Jetzt müssen wir uns aber hier einrichten, denn vor morgen kommen wir nicht hier fort.“

Idt zu stärken.

„Danke Ihnen, Herr Pastor. Ich muß bei den Pferden bleiben. Bei der Kälte ist's besser, Speck als Brot zu essen, und Speck hab' ich bei mir. Anders kann man sich nicht wärmen. Strohfeuer anzünden ginge, aber das hieße die Wölfe herbeilocken. Vor den Bestien können wir sonst ruhig sein, denn unsere Spuren sind, gottlob, verschneit, und bei dem Wetter ziehen sie sich näher zu den Kolonien. Sollen nur ja nicht einschlafen, Herr Pastor. Da könnt'n Sie sich noch verfrieren, und um hier rauszukommen, brauchen wir alle Kräfte.“

So ruhig der Eine gesprochen und der Andere zugehört hatte, so ruhig war es aber doch weder in dem Einen noch in dem Anderen. Der Kutscher überlegte, wie er den Weg erreichen und wo er den Schnee zusammengebackt finden könnte, daß die Pferde fortzukommen imstande wären. Auf der Lösung dieser Fragen beruhte Leben und Tod.

Der Pastor kannte die Steppe nur zu gut, um nicht zu wissen, daß der Schneesturm manchmal tagelang anhalten kann. Wohl konnte er sich fest darauf verlassen, daß Leute ausgesperrt werden würden, um Hilfe zu bringen, aber ob sie ihn wohl fanden und noch zur rechten Zeit kamen?

Der Schneesturm ließ nicht nach und allmählich schlich der Abend und die Nacht heran mit undurchdringlicher Finsternis. Darauf hatte der Sturm gerade gewartet, um sein grimmiges Wesen recht zu entfalten.

\*) Schäl = bei den Kirgisien Hengst.

# Das Buch vom Henker.

In seinem Buch „Unpolitische Betrachtungen“ hat Thomas Mann die Gegner der Todesstrafe den Zivilisationsliteraten beige stellt, die, wie er glaubt, dem Leben „die schweren, todernsten Akzente“ rauben wollen. Thomas Mann hat übersehen, daß die Todesstrafe nicht nur die Buße des Opfers, sondern gleichzeitig die vielleicht noch grausamere Qual des Henkers ist. Am Henker versündigt sich die Gesellschaft, die von einem ihrer Mitglieder verlangt, auf Befehl einen Menschen vom Leben zu Tode zu bringen. Sie weiß, daß sie dem Henker Unrecht tut — denn sie verachtet ihn um des Gewerbes willen, zu dessen Ausübung sie ihn zwingt. Die Gesellschaft, die im vermeintlichen Interesse ihrer Lebenssicberheit den Henker und die Dirne braucht, behandelt die Angehörigen beider Berufe als Parias und rückt sie zum Ersatz ihrer Ausgestoßenheit ins fahle Licht romantischer Betrachtung.

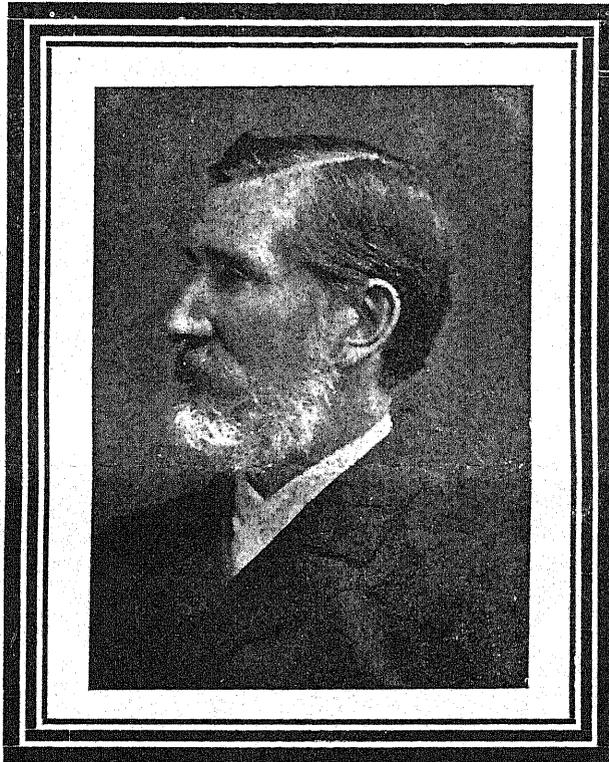
In Frankreich war das Henkeramt erblich wie die Königswürde. Von 1685—1847 haben die Angehörigen der Familie Samson das gräßliche Amt in Erbpacht besessen. Der Letzte aus der Dynastie Henry Samson hat seine eigenen Tagebücher mit den Aufzeichnungen seiner Vorgänger vereinigt und ihm verdanken wir die schaurige Chronik, die unter dem Namen „Tagebücher der Henker von Paris“ von Eduard Trautner im Verlag Gustav Kiepenheuer nach einer alten Uebersetzung neu herausgegeben worden ist.

Wie die Monarchen ihren Ursprung von Helden des trojanischen Krieges herzuleiten pflegten, so behaupten die Samsons einem normannischen Adelsgeschlecht zu entstammen. Sie nennen sich Samson de Longval. Unter Ludwig XIV. haben sie Hugenotten und Schriftsteller geköpft, unter der Regentschaft Fällcher und Feinde des großen Finanzmanns John Law. Als François Damins, ein armer Narr, wegen seines mifalückten Attentats auf Ludwig XV. zum Tode verurteilt wird, erweist sich, daß die Servilität getreuer Untertanen grausamer ist als der Despotismus. Obwohl der Unglückliche zu Folter und Rad verdammt ward, kamen einfache Privatleute der Einbildungskraft der Obrigkeit zu Hilfe und unterbreiteten ihr verschiedene Torturvorschläge, die mehr ihrem erfinderischen Geiste als ihrem Gefühle Ehre machten. Wenn man die Schriften liest, die über diesen Gegenstand geschrieben wurden — so urteilt der Henker — so staunt man, darunter nicht die Namen einiger Rothäute zu finden.

Die Revolution will dem Henker, der bis dahin ebenso wie der Schauspieler nur ein Bürger minderen Grades war, das Vollbürgerrecht verleihen. In der Sitzung der Nationalversammlung vom 23. Dezember 1789 steht der Antrag des Henkers Charles Henry Samson um Gewährung des Vollbürgerrechts zur Debatte Graf de Clermont-Tonnerre, einer der Führer der gemäßigten Linken, setzt sich für den Antrag ein: „Es wäre blödsinnig, wenn das Gesetz sagen wollte: „Tue dies, und wenn Du es tust, wirst Du ehrlos sein.“ Abbé Maury, ein Heißsporn der Rechten, widerspricht: „Das Vorurteil gegen den Stand des Henkers beruht auf dem Ehrgefühl, das in einer Monarchie vor allen Dingen geachtet werden muß.“ Da geht ein bleicher Mann auf die Rednerbühne zu, der mit zusammengekniffenen Lippen und in bisbigem Ton den Antrag des Scharfrichters befürwortet: Maximilian Robespierre. Ob ihm jetzt schon bewußt ist, daß er für den rechten Arm seiner zukünftigen Politik eintritt?

Charles Henry Samson hatte lange über ein Mittel der Strafvollstreckung nachgedacht, das eine lange Marterung verhindere und nach vollendeter Hinrichtung die traurigen Ueberreste des Opfers den Augen der Zuschauer entzöge. Der Henker Charles Henry Samson war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Mit einem deutschen Klavierfabrikanten namens Schmidt spielte er Stücke von Gluck. In einer Pause zwischen einer Arie aus „Orpheus“ und einem Duett aus „Iphigenie“ erfinden die beiden Musiker die Enthauptungsmaschine, die von nun an das Richtschwert vertritt. Doktor Guillotin setzt sich in der Nationalversammlung für das neue Verfahren ein, das bald in unzähligen Anwendungen seine Brauchbarkeit beweist.

Charles Henry Samson war ein politisch neutraler Vollstreckungsbeamter. Er hat den König enthauptet und Maria Antoinette, die Girondisten und Danton, Charlotte Corday und Robespierre, den Kommunisten Gracchus Babeuf und den Royalisten Caderedal. Er ist der immer korrekte Derwaller der Guillotine. Mit sachlichem Anstand geleitet er seine Opfer auf die Richtstätte. Ob die Delinquenten „Es lebe der König“ oder „Es lebe die Freiheit“ als letztes Wort in die Menge rufen, ist ihm gleichgültig. Pathos erschüttert ihn nicht, Troß macht ihn nicht irr. Er weiß, was er der Würde seines Berufes schuldig ist. Als einer seiner Gehilfen die Delinquenten auf dem letzten Gang mit rohen Späßen verhöhnt, protestiert er gegen diesen unsachlichen Unfug mittels einer Beschwerde an seinen Vorgesetzten Jacquier Tinville. Kurz danach guillotiniert er seinen Chef. Aber Charles Henry, der fast täglich seinen blutigen Dienst verrichtet, bekommt Halluzinationen, als er ein vierzehnjähriges Mädchen hinrichten muß. Grauenvoll ist die Hinrichtung der alten Marquise Dubarry. Sie winselt um Gnade und weint, „wie ich niemals weinen sah“... „Wenn alle so schreien und sich wehren würden, wie sie es getan, würde die Guillotine nicht mehr lange stehen.“ Der das schreibt, ist der Henker. Charles Henry ist ein Meister seines Faches, ein Künstler wie der Maler David, der, auf dem Fensterbrett eines Kaffeehauses sitzend,



Adolf Daube sen. †

Am 3. Januar starb einer der Pioniere der Lodzer Industrie: der 1836 in Lodz geborene Adolf Daube.

Ein Leben voll Arbeit und schöpferischer Initiative ist zu Ende gegangen. Daß es nicht vergebens gewesen ist, beweist das Werk, das er zurückgelassen hat und das seine Nachfahren in seinem Sinne zu Ende führen.

Möge dem toten Industriekapitän die Erde leicht sein!

die Verurteilten auf dem Richtkarren abzeichnet.

Der letzte Samson ist ein müder Sproß seines alten Geschlechts. Er empfindet sein Amt nicht, wie seine Altvordern, als gottgewollte Abhängigkeit, als notwendige Institution. Er muß Fieschi hinrichten, der mit einer Höllemaschine Loïs Philipp bedrohte, den jungen Fanatiker Louvel, der den Herzog von Berry erstochen, und viele, viele andere. Er plaidiert ganz offen für Abschaffung seines Amtes. Er ist glücklich als er nach einer Dienstzeit von fünfundsanzig Jahren endlich seine Entlassung erhält. In einem Vierteljahrhundert hat er über hundert Menschen guillotiniert. An eine abschreckende Wirkung der Todesstrafe vermag er nicht zu glauben. Er hofft, daß die Todesstrafe bald verschwinden werde. Aber sein Amt scheint doch eine große Anziehungskraft zu besitzen: nach seiner Entlassung machen sich zahllose Bewerber das Erbteil seiner Familie streitig.

Die Todesstrafe wird nicht durch Beschlüsse und Gesetze ausgekilt werden, sie wird bestehen, so lange wir so phantasiarm sind, daß wir die Qual des Opfers und des Henkers nicht als unser eigenes Leid empfinden. Immerhin, die „Tagebücher der Henker von Paris“ sind eine wirkungsvolle Waffe im Kampf für einen menschenwürdigen Strafvollzug.

Paul Mayer.

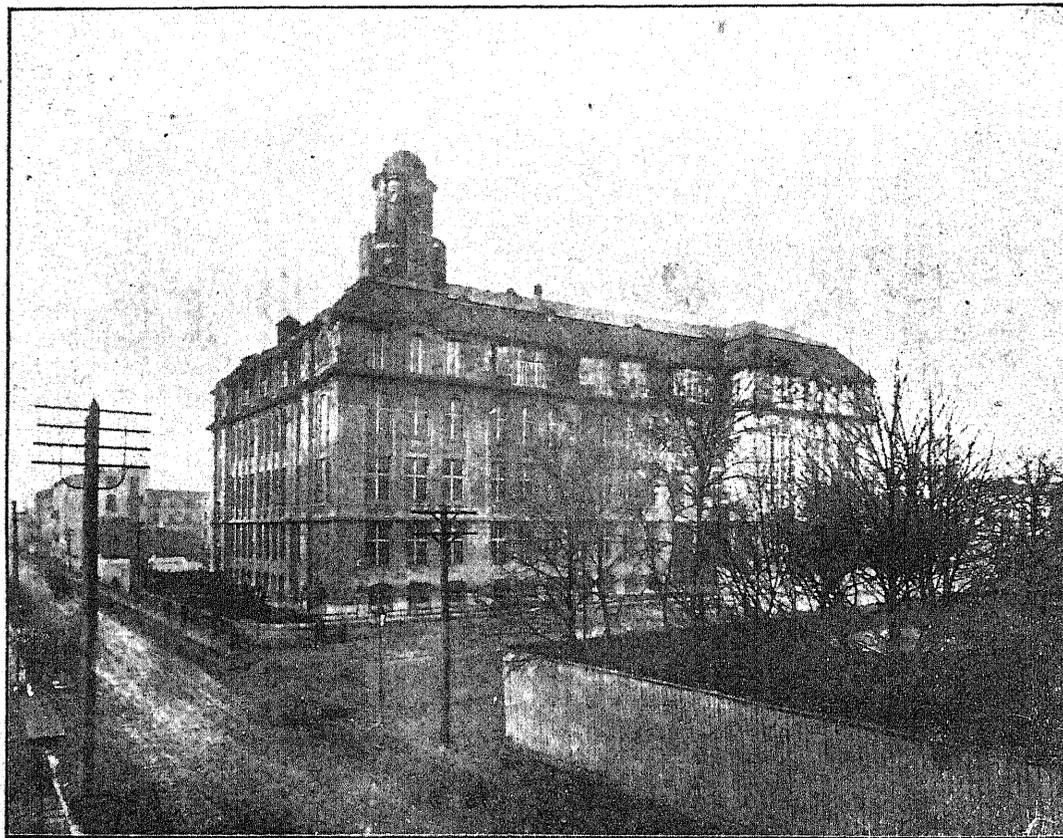
## Seltsames Kirchenglück.

Es ist vielleicht nicht viel, was ich hier erzähle: Und doch steht in diesem kleinen Erlebnis Gott in strahlender Herrlichkeit groß darin.

Sonntags vormittag bummle ich mit meiner kleinen Tochter durch die Straßen, die feiertäglich unterm klauen Himmel liegen. Sie ist ein Ding von vier Jahren. Und ich muß wohl sagen: Sie ist mein altersschönstes Gedicht, was ich jemals geschaffen habe und noch schaffen werde.

werden von der Festlichkeit, die vom Altar herkommt. Alle Kinderunruhe, alles helle Jauchzen hat sich in ihr zur Ruhe gelegt.

Und nun singen die Menschen: Einen dunklen, bittenden Gesang, der sich von der Erde l. sreißen möchte, der sich nach Flügeln quält. Und plötzlich fliegt durch diesen Gesang vogelfelig, beglückt, goldhell die Stimme meiner kleinen Tochter. Sie kennt den Text nicht, auch nicht die Melodie. Aber sie singt nach Herzenslust Immer hinein in den finsternen, zerknirschten Choral. Wie



Das deutsche Realgymnasium in Lodz.

Heute hat sie ein blütenweißes Kleid an. Ihr ist, als ob der Sonntag sich für sie, nur für sie so strahlend gemacht hat.

Verlonnen, mit blaublichenden Fensteraugen, orgelt eine Kirche am Weg. Sie hört andächtig zu. Und nun wird in ihr wie eine himmlische Erleuchtung der Wunsch groß: In die Kirche hineinzugehen.

Als wir in die heilige Kühle treten, wurden ihre Augen wunderweit. Wie eine selige Hand, die über sie hinstreicht, so geht ein Schauer durch die kleine Person. Sie setzt sich mäuschenstill auf eine Bank; mit beiden Händen einen dicken Strauß umkrampft, den wir irgendwo gepflückt haben. Ein liebliches Bild, wie sie den Strauß vor sich hat und ihre Augen durchstrahlt

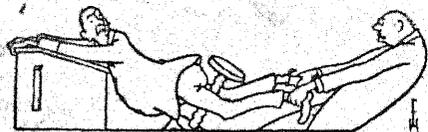
ein Sonnenstrahl, der sich ins Dunkle wirft, so ist die Stimme. Als ob die kleine Seele sich aufmacht und fliegt, wie ein Schmetterling fliegt, der sich flügelhebend auf Gottes Zeigefinger setzen will.

Eine Frau dreht sich mit ungehaltenen Blicken nach mir um. Nach schmerzlicher Ueberlegung fasse ich die kleine Kinderhand und wir gehen wieder hinaus. Das kleine Mädchen immer noch in seliger Versunkenheit.

Warum war sie denn so ungehalten, diese Frau? Mir war's doch gewesen, wie die Kleine sagt: Als hätte der liebe Gott von allen Kirchengängern sie am tiefsten lieb gehabt.

Max Jungnickel.

### Humor.



Schwierigkeiten beim Beamten-Abbau in Polen.

Kunstkritik. „Das Stilleben ist kolossal naturgetreu — besonders der Rollmops auf der Frühstückplatte — als ob er lebte!“

### Rätsel-Ecke.

#### Silbenrätsel.

ah, as, ba, be, he, ber, bi, di, eb, er, es, fu, ga, ger, go, hard, i, in, ko, la, li, li, löf, na, na, nar, ner, neu, no, o, se, sen, stei, u, ü, tät, töt, ti, tra, tschi, zent,

Aus obigen 43 Silben sind 15 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Männlicher Name. 2. Farbstoff. 3. Unparteiligkeit. 4. Altgermanischer Volksstamm. 5. Betäubung. 6. bibl. Name. 7. Verzichtleistung. 8. Stadt in China. 9. Gewicht. 10. Schriftstellerin. 11. Deutsche Stadt. 12. Bollwerk. 13. Naturerscheinung. 14. Zugehörigkeit. 15. Griechisches Epos.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter ergeben, von oben nach unten und von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Goethes Iphigenie.

Auflösung des Befindskartenräffel:  
Kunstmaler.